



Aus meinem Tagebuche.

Unser Bild Nr. 3 zeigt uns eine von einem Kaffernburschen getötete Bululu-Schlange. Diese Schlange wird nur 4 bis 5 Fuß lang, ist aber verhältnismäßig dick und überaus giftig. Bei Öffnung dieser Bululu fand man 25 Junge in ihrem Leibe. Während nämlich die meisten Schlangen schmutzig-weiße Eier legen, die nur selten ausgebüttet, sondern meist der atmosphärischen Luft überlassen werden, bringen viele Giftschlangen lebendige Jungen zur Welt. Von der Bululu behaupten die Kassern sogar, sie hinterlässe nur einmal eine Nachkommenchaft, weil die zahlreiche junge Brut sich durch den Mutterschoß ein Loch beiße, um so ans Licht der Welt zu kommen, ein Vorgang, den die Mutter mit dem Leben bezahlen müsse.

Welche bedeutende Rolle die Schlangen im Überglauen der Kassern spielen, indem angeblich manche von ihnen die Geister der Vorfahren bergen und daher große Verehrung genießen, wurde schon öfters im Vergleichsniicht geschildert. — Sobald aber der Kaffer einer Schlange außerhalb seines Kraales begegnet, hält er es mit den vielen Völkern, welchen die Schlange als Symbol der Zauberei, des Bösen, Schädlichen, Zweideutigen, der List und verlockenden Wohl lust gilt, und er tötet sie, wo er kann.

Herz und Galle u. w. der in Natal so häufigen Schlangen werden von kaffrischen Doktoren vielfach als Medizin gebraucht. Einmal fand ich in der Hütte eines Kafferndoktors bei Mariannhill einen mit einer Schlange umwundenen Stab. Sollte dies etwa ein Symbol der Heilkunst sein? Führte doch nach der griechischen Sage auch der als göttlich verehrte Askulap stets eine Schlange auf seinen Bildern.

Wer ist schuld an der Kreuzigung Christi?

In der Kapkolonie erzählte einst ein christlicher Missionär einem noch heidnischen Kaffer von der Kreuzigung Christi. — „Wie?“ rief dieser entrüstet aus, „ihr Weiße habt den Sohn Gottes gekreuzigt? Welch‘ ein Frevel!“

Der Missionär wollte dem guten Manne begreiflich machen, daß alle Menschen, weiße und schwarze, ihrer Sünden wegen schuld seien am Tode des Sohnes Gottes, umsonst, der Kaffer erwiderte einfach: „Nein, nein, wir Schwarze haben mit dieser Schandtat nichts zu tun! Von uns ist keiner dabei gewesen, sonst hätten uns doch unsere Väter davon erzählt. Man sagt bei uns den Kindern alles, was sich in früherer Zeit hierzulande zugetragen hat, und das ganze Volk glaubt daran. Von einer Kreuzigung des Sohnes Gottes aber habe ich nie ein Wort gehört. Nein, das haben wir nicht getan, wohl aber ihr Weiße. Wie magst jetzt du daher kommen, um uns unschuldige Leute in ein solches Unrecht zu verwickeln?“

Mein lieber Leser, sag’ mir, was hättest denn du dem guten Manne geantwortet, um ihn eines Besseren zu belehren?

Aus meinem Tagebuche.

Von Hochw. P. Joseph Biegner, O. M. M.
(Fortsetzung.)

Emaus, 28. Februar 1909. — Tramps. — Unter Tramps versteht man hierzulande arbeitslose Leute, die von einem Orte zum andern im Land umherwandern. Meist sind es Engländer und Irlander, seltener Deutsche oder Angehörige anderer

Nationalitäten. Gegenwärtig findet man unter ihnen nicht nur Handwerksleute und Tagelöhner, sondern auch Clercs, Schreiber, Buchhalter, Kommiss, Sezur, Buchdrucker usw. Kennt einer kein Handwerk, sagt er in der Regel: „Ich bin ein Anstreicher.“ Denn das Anstreichen ist eine Sache, die schließlich jedermann kann, oder wenigstens schnell erlernt hat.

Auch sonst nehmen sie es mit der Wahrheit nicht allzu genau. Sieht z. B. einer, daß der Farmer, an dessen Türe er ankipft, irgend etwas zu bauen, oder im Hause zu reparieren habe, so nimmt er sich schnell einen Maurer, Schreiner oder Zimmermann, obwohl er dieses Handwerk nie gelernt hat. Zur Not kann er eben überall mittun, und in einem abgelegenen Farmerhaus macht man, was Bierlichkeit und Eleganz der Arbeit anbelangt, keine so großen Anforderungen.

Der Schuster und Sattler trägt sein Werkzeug bei sich und ist oft hochwillkommen, desgleichen der Spangler; auch ein Schmied und Wagner kann, wenn er nur halbwegs will, schnell eine Arbeit haben. Ein Zimmermann kann sich trotz der schlechten Zeiten rasch ein Sümmchen Geld ersparen. Leider machen sie oft allzu hohe Ansprüche; unter 10 Schilling (Mark) pro Tag will keiner arbeiten, lieber leidet er Not und läuft von einem Ort zum andern.

Mit struppigem Bart, zerrissenen Kleidern, schlechten Schuhen und krumm getretenen Absätzen, einer Decke mit etwas Wäsche über der Schulter laufen diese Tramps im Lande umher und klagen, wo sie einkehren, ihre liebe Not. In der Regel bitten sie um etwas Essen, um ein Nachtquartier, um ein Paar Schuhe und einen Zehrpennig.

Hier, in Emaus, vergeht kaum ein Tag, in dem nicht zwei bis drei solcher Tramps bei uns ankipfen und um gastliche Herberge bitten. Wenige von ihnen sind Katholiken, und die es sind, zählen meist zu den Irlandern. Mancher von den letztern hat auch seine geistigen Nöten und Anliegen; da kehrt mancher ein, der schon seit so und so viel Jahren nicht mehr bei den hl. Sakramenten gewesen. Schlägt die Gnade bei ihm ein, so benützt er die Gelegenheit, um wieder einmal eine ordentliche Gewissensreinigung vorzunehmen.

Scheinbar wandert jeder Tramp für sich, oder höchstens mit einem Genossen im Land umher, und dennoch wissen sie genau, wo eine gute Herberge ist, und die Trappistenstationen haben bei ihnen einen besonders guten Namen.

Emaus, 11. März 1909. — Ein zweiter Job. — Ja, mit dem Dulder Job möchte ich unsern Mathias vergleichen. Er saß zwar, als ich zum erstenmal mit ihm zusammentraf, auf seinem Dünnerhausen, wohl aber auf einem Bündel alter Lumpen, unter dem er mühsam eine zerrissene Hose hervorsuchte, um sich zum feierlichen Akte der hl. Taufe zu schmücken; auch hatte er äußerlich weder den Aussatz, noch sonst ein böses Geschwür, in seinem Innern aber zeigte der leidige Tod, denn er litt an der Auszehrung. Monate lang konnte er nichts mehr arbeiten, obwohl er wollte, und dies fiel ihm schwerer als seine Krankheit mit ihrem ganzen Gefolge von Leiden; denn er wußte kaum, wie er unter solchen Umständen Weib und Kind ernähren könnte. Doch der Not und des Elends war noch nicht genug. Es wurde ihm die Hütte gekündigt und er mußte das Land verlassen, weil er ohne Erlaubnis der Regierung von Natal nach Gri-

qualand herübergekommen war. Er wollte zu seinem Bruder gehen, der ihm aus Gnad und Barmherzigkeit die Aufnahme versprochen; doch der wohnte stundenweit entfernt und war noch ein Heide; ein christlicher Missionär aber war dort weit und breit nicht zu finden. Gerade letzterer Umstand fiel ihm am schwersten von allem, als er zu mir kam, um Abschied zu nehmen. Doch so schwer ihm die Sache auch fiel, so kam doch kein Wort der Klage über seine Lippen.

Später schickte ich ihm einmal ein Hemd zu, doch er ließ mir sagen, er werde es wohl nicht mehr brauchen. Wirklich starb er bald darauf, und einige seiner Unverwandten brachten die Leiche auf einem Leichenschlitten hieher nach Emaus. Er kam ohne Sarg, und da hier ebenfalls keiner vorrätig war, legten wir ihn einfach auf ein Brett, um ihn so zur letzten Ruhe zu bestatten. Er sollte auch im Tode noch arm sein, wie er es einst im Leben gewesen. —

Dieser Tage war ein heidnisches Erntefest, das der Häuptling einer benachbarten Mission seinen Untertanen veranstalten ließ. Diese Häuplinge sind in der Regel noch Heiden, denn erstens haben sie fast alle mehrere Weiber, und dann hängen sie mit großer Zähdigkeit an ihren altheidnischen Sitten und Gebräuchen.

Eine Hauptrolle spielt bei solch einem Erntefest das schwarze Weibervolk. Da wird großer Feststaat angelegt und der Leib mit einer Unzahl von Perlen behängt; auch bunte Regenschirme mit weißem, grünem und rotem Stoffe geziert, erfreuen sich großer Beliebtheit. An eiger' ichen Kleidungsstücken tragen diese Frauen und Maedchen nicht schwer,

und der Teufel wird sicherlich seine Freude daran haben. Alle Wege zum Königsraal waren belebt. Die



Der Hansel hat von Schw. Engelberta drei neue Hosen bekommen und ich hab noch keine.

Männer und Burschen kamen beritten an; es war ihrer zuletzt ein ganzes Regiment. Uebrigens fand diesmal noch nicht das eigentliche große Erntefest

statt, denn die Maiskolben waren noch nicht reif, weshalb man nur grüne Kolben vorlegte. Sie wurden im Ochsenkraal aufeinander geschichtet und den einzelnen zu kosten gegeben. Bis dahin musste alles Volk nüchtern bleiben und vor dem Häuptling einen Tanz aufführen; erst dann wurden sie in Reihen in die Tschibaya zum Kosten der Maiskolben eingelassen. Von dem Tanze und Biergelage, das nun folgte, und bis in die späte Nacht hinein dauerte, will ich lieber schweigen.

Solche Festgelage sind ein großes Hindernis für die Bekämpfung der Schwarzen; denn sie hängen sehr an solchen Sachen und wissen, daß ihnen mit dem Eintritt in die wahre Kirche für immer alle Aussicht benommen ist, an solch spezifisch heidnischen Festlichkeiten teil zu nehmen. (Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in Chishawasha.

Von Dr. Leopold, O. M. M.

Monte Cassino. — Während der letzjährigen Weihnachtsfeiertage brachte ich meinen längst gehegten Vor- satz zur Ausführung, die große, in ganz Südafrika rühmlich bekannte Jesuiten-Mission Chishawasha wieder einmal zu besuchen, wo ich vor Jahren so liebvolle Gastfreundlichkeit gefunden. Donnerstag, den 23. Dezember 1909 abends, kam ich per goods train (Güterzug) in Salisbury, der mit Gesträuch und wildem hohem Gras üppig bestandenen Landeshauptstadt von Rhodesia an.

Freundliche Nachtherberge fand ich auf der Jesuiten-Niederlassung Hartmannhill. Sie ist nach dem in Mariannhill wegen seiner vortrefflichen Exer- zitien-Vorträge gar wohl bekannten Jesuitenpater A. Hartmann benannt. Soviel ich weiß, erhielt er diesen Fleck Land von der Chartered Company für seine als Feldkaplan geleisteten Dienste.

Tags darauf besuchte ich in Salisbury den Hochw. Father Grillet, sowie den überaus seelenreichen P. Licoritch, der mit der Mission der dortigen Schwarzen betraut ist, und begab mich sodann zu Fuß — ich hatte mich nicht angemeldet, und infolgedessen war kein Fuhrwerk da — nach meinem lieben Chishawasha, das mir ja, wie eben angedeutet, schon längst bekannt war; denn dort hatte ich, als ich im Jahre 1901 nach Rhodesia kam, einige Monate hindurch mein erstes Heim gefunden. Auf dem Wege traf ich mit einem schwarzen Christen zusammen, der auch dorthin ging. Wir schritten kräftig aus und waren gegen 1/26 Uhr abends schon an unserem Ziel.

Welch frohes, fröhliches Wiedersehen! Ich fand beinahe das ganze mir von früher her bekannte Missionspersonal wieder. Sogar der Hochw. P. Richard, Superior und Gründer der großen blühenden Missionsstation, war wieder da. Er hatte einige Jahre zuvor auf Befehl seiner Obern den schwierigen Posten, auf dem er sich im Übermaße der Arbeiten und Opfer fast aufgerieben, mit einem leichteren vertauscht, war aber vor einem Vierteljahr zur großen Freude aller seiner schwarzen Kinder mit ziemlich geprägter Ge- sundheit wieder zurückgekommen. Mehrere Priester fand ich noch mit Beichthören beschäftigt, da sehr viele auswärtige Christen, die sich alle zu den hl. Sakramenten herbeidrängten, zum hohen Fest gekommen waren.

Um Mitternacht versammelte sich der etwa 100 Mann starke in ganz Rhodesia gefeierte schwarze Mu-

sikchor um die Flaggenstangen auf dem großen weiten Spielplatz. Zuerst intonierten sie auf ihren blitzschnell gepuzzten Instrumenten einen prächtigen Marsch, dann kam das schöne, tief ergreifende Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Daran reihte sich der feierliche Nach- gottesdienst, wobei der Hochw. P. Richard zelebrierte und Rev. Father Hesse die Festpredigt hielt.

Während der Frühmessen am folgenden Morgen wurde von zwei Priestern die hl. Kommunion an etliche hundert Christen ausgeteilt. Ein dritter Pri- ster hielt unter den mit sichtlicher Andacht zu- und abtretenden Kommunikanten die Ordnung aufrecht. Un- willkürlich kam mir dabei der stille Wunsch in's Herz, daß ich doch auch noch den Tag erleben möchte, an dem in unserm, z. Zt. noch so kleinen Monte Cassino eine gleich große Zahl von Kommunikanten zu jehen wäre.

Um 9 Uhr war levitiertes Hochamt. Diesmal fungierte der Hochw. P. Hesse als Zelebrant, und Rev. Father Richard hielt die Festpredigt. Als Dia- kon erblickte ich Rev. Father Burbidge, während der Hochw. P. Macerius den großen Doppelchor diri- gierte. Die schwarzen Musiker hatten sich mit ihren Instrumenten auf der Empore aufgestellt, während sich die Sänger unten im Mittelschiff um ein großes Harmonium gruppierten. Der gefaßte Gottesdienst hatte etwas Hochfeierliches an sich, und die schöne Haltung dieser schwarzen Neuchristen erbaute mich im- gemein.

Den Sängern und Musikern aber wurde ein ordentliches Stück Arbeit zugemutet. Schon vor Mitternacht hatten sie sich, wie gesagt, auf dem Paradeplatz postiert, während des hohen Festtages selbst gab es gar viel zu beten, zu singen und zu musizieren, und dies alles in freier Haltung, ohne Bänke oder eine sonstige Stütze. Erst gegen 11 Uhr Mittags fanden sie die wohlverdiente Ruhe und durften sie sich bei einer frugalen Mahlzeit regalieren. Im Laufe des Nachmittags machten viele von ihnen einen kleinen Besuch im elterlichen Heim, wo die erfreuten Mütter selbstverständlich den prächtigen Jungen einen Schlund frischen Kaffernbieres präsentierten; doch abends beim hl. Segen war alles wieder da, und das geräumige Gotteshaus war gedrängt voll von Gläubigen.

Die Kirche, erst vor einigen Jahren erbaut, wird sich in Würde zu klein erweisen. Sie wurde vom Hochw. Vater Schmitz schön ausgemalt, und ehrw. Bruder Krögel lieferte aus Hausteinen einen sehr schönen Altar, nebst Kommunionbank u. s. w. Als ich vor 9 Jahren zum erstenmal in Chishawasha war, mußte eine mit Stroh gedeckte Hütte als Kirchlein dienen. Fensterglas galt als wahrer Luxus; zum Er- satz dafür wählte man da und dort Schirting oder sonstigen leichten Stoff.

Beim Frauenvolk fiel mir auf, daß sich alle bis auf einen kleinen Schopf glatt rasiert hatten. Es scheint bei ihnen das zur Festtoilette zu gehören. Da- gegen hatten sie ihre Köpfe reichlich mit Fett und Öl eingieben und mit Perlentänzchen geschmückt.

Da meine Zeit knapp bemessen war, kehrte ich schon am Sonntag nachmittag, und zwar diesmal per Mauleselwagen, nach Salisbury zurück. Ehrw. Bruder Breiten, der einige Tage zur Erholung in Monte Cassino zu bringen will, begleitete mich dabei. Die schönen Weihnachtsfeiertage aber, die ich im lieben Chishawasha zubrachte, werden mir unvergesslich blei- ben auf immer.